



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Weder Kommunismus nach Kapitalismus. 9

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Weder Kommunismus noch Kapitalismus

9



terblichkeit, Pauperismus, Arbeitslosigkeit — diese drei Schattenseiten des Lebens bieten den Sozialisten eine Fülle von Agitationsstoff dar, und es ist daher selbstverständlich, daß sich Wolf nach Kräften bemüht, sie unter den leuchtenden Farben seines optimistischen Kulturbildes verschwinden zu lassen. Leichtes Spiel hat er im ersten Punkte. Die Bevölkerung aller Staaten Europas mit Ausnahme Frankreichs, das in neuester Zeit fast stationär geworden ist, hat seit etwa 150 Jahren in einem weit stärkeren Grade zugenommen, als im Altertum und namentlich als im Mittelalter; und diese stärkere Bevölkerungszunahme beruht teils auf einer Vermehrung der Geburten, teils auf Erhöhung des durchschnittlichen Lebensalters durch Verminderung der Sterblichkeit. Es versteht sich, daß diese beiden „Factoren“ in verschiedenen Zeiten und Ländern ungleich groß sind, hie und da der eine sogar gänzlich verschwindet. Die Frage nun, ob diese stärkere Volksvermehrung als ein Beweis für zunehmende Volkswohlfahrt anzusehen sei, wollen wir nach unsrer eignen Einsicht beantworten, ohne für jeden einzelnen Punkt die Autoritäten anzuführen, die etwa früher schon dieselbe Meinung ausgesprochen haben.

Bei einer der Parlamentsenquêtes, die in England zur Begründung der Arbeiterschutzvorschläge angestellt wurden, machte ein Arzt die Bemerkung, aus der Abnahme der Sterblichkeit dürfe man keineswegs auf Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen schließen; die akuten Krankheiten eines kräftigen Geschlechts hätten eben den schleichenden, langsamer tötenden eines schwächlichen und ausgemergelten Platz gemacht. Wenn man sich erinnert, wie alt häufig schwächliche, immer kränkelnde Personen bei geordneter Lebensweise werden, und wie viele kräftige vollblütige Männer vom Schlage oder von Entzündungskrankheiten vorzeitig weggerafft werden oder bei halssbrechenden Wagnissen umkommen, so wird man sich nicht darüber wundern, daß im Mittelalter, wo Unmäßigkeit im Essen und Trinken allgemein war und noch dazu das Blut durch eine unvernünftige Menge von Gewürzen erhitzt wurde, und wo bei dem gänzlichen Mangel an Komfort und bequemen Verkehrsmitteln die

Mehrzahl der Männer wenigstens zeitweise auf gefährvollen Reisen, Pilgerschaften und Kriegszügen begriffen war, daß da die Menschen durchschnittlich jünger starben, als ein schlesischer oder sächsischer Leineweber, der nicht aus seiner Bude herauskommt, und dessen Organismus sich den karglichsten Existenzbedingungen angepaßt hat. In dieser Anpassung vorzugsweise liegt das Geheimnis der überraschend langen Lebensdauer vieler Proletarier. Das gilt sowohl von der Ernährung wie von der Luft und den übrigen Daseinsbedingungen. Der Mensch ist nicht dazu geschaffen, gleich der Ratte ohne Sonnenlicht zu leben und Kloakenduft zu atmen. Wenn aber große Arbeitermassen in kloakenähnliche Räume eingesperrt werden, so bleiben schließlich eine Anzahl übrig, die die neue Spezies *homo cloacinus* fortpflanzen. Man hat in jüngster Zeit öfter davon gesprochen, daß die Weber das Hungern als Kunst betrieben. Allein über diese Stufe sind sie längst hinaus: ihnen ist spärliche Ernährung bereits zur andern Natur geworden. Wolf selbst führt als klassischen Zeugen dieser Thatsache Rechenberg an, der 1870 eine Abhandlung über „die Ernährung der Handweber in der Amtshauptmannschaft Zittau“ geschrieben hat. Darin heißt es: „Die Männer sind schwächlich, zuweilen so sehr [ob nicht „meistens“ oder „ganz allgemein“ richtiger wäre als »zuweilen?«], daß sie zu einer mehr Muskelkraft erfordernden Arbeit, z. B. zu Tagelöhnerarbeit auf dem Felde nicht fähig sind. Immerhin reichen die Kräfte des Webers zu seiner im Sommer dreizehn- bis fünfzehnständigen, im Winter vierzehn- bis sechzehnständigen Arbeit aus; die kinderlose Familie verdient durch solche Arbeit im Jahre 397 Mark.“ Seitdem, bemerkt Wolf dazu, allerdings weniger, infolge der Webernot. Daß die Leute bei dieser Einnahme überhaupt noch leben können, verdanken sie der Umsicht, mit der sie „in Übereinstimmung mit den Regeln der Wissenschaft“ aus den billigsten Nahrungsmitteln ihre Kost so zusammensetzen, daß der Körper genau das zur Erhaltung des Lebens notwendige erhält, freilich auch nicht ein Quentchen darüber. Dabei wird noch zu beachten sein, daß diese Leute wahrscheinlich ihre eignen ererbten Häuschen bewohnen, also weder Geld auf teure Mietwohnungen brauchen, noch in arbeitsloser Zeit auf das Straßenpflaster geworfen werden können. Wolf scheint diese Erfindung oder Entdeckung der billigsten Lebensweise für ein Glück anzusehen. Er schließt die Anmerkung, in der er sie mitteilt, mit dem Satze: „Was aber jene Beschränkung auf sogenannte Kartoffel-, thatsächlich Kartoffel- und Mehlkost wirtschaftlich bedeuten will, geht aus folgenden Daten deutlich hervor.“ Und nun folgt eine Tabelle, aus der man ersieht, daß ein Stück Rindfleisch zwanzigmal (Rindsleude fünfunddreißigmal) so teuer ist als eine Kartoffelmasse von demselben Nährwert. In England haben Männer wie Adam Smith, Buckle, John Stuart Mill klar erkannt, daß ein Volk verloren ist, wenn es sich, gleich den Irländern und Indern, unter fortwährendem Druck dazu bequemt hat, von den denkbar billigsten Nahrungs-

mitteln zu leben. Ein solches Volk verliert seine Energie, büßt jede Möglichkeit ein, seine Lage zu verbessern, und in einer wirtschaftlichen Krise findet es keine tiefere Stufe der Lebenshaltung mehr unter sich, auf die es hinabsteigen könnte: es muß verhungern.^{*)} Die Pest auf eine mit der Nahrungsmittelchemie verbündete Nationalökonomie, die uns lehren will, wie wir mit 400 Mark Familieneinkommen anständig leben können! Mögen diese Weber immerhin zufrieden, mögen sie sehr achtungswerte Staatsbürger und fromme Christen sein! Der ist des deutschen Volkes grimmigster Feind, der ihm eine Entwicklungsbahn empfiehlt, auf dem es ein Volk von Schwächlingen werden soll, das weder den Pflug, noch den Schmiedehammer, noch die Muskete, noch das Schwert des Geistes zu führen vermöchte und nur eben noch dazu taugen würde, einem Nachbarvolke als Fabrikklaven zu dienen! Wäre ein mittelalterlicher Mensch auf einen heutigen Weberwochenlohn heruntergebracht worden, so würde er ihn am Sonntage aufgezehrt haben und dann vor Ablauf der Woche verhungert sein. Die Leute lebten damals für gewöhnlich in Fülle, nach einer Mißernte aber starben die Ärmern den Hungertod sans phrase. Heute sterben die Menschen, wie Rogers sagt, zollweise, nach und nach Hungers.

Eine Hauptursache der hohen Sterblichkeit im Mittelalter haben wir schon erwähnt: die unglaubliche Unsauberkeit bei dem gänzlichen Fehlen irgendwelcher Gesundheits- und Reinlichkeitspolizei. Was das bedeutet, hat uns letzter Sommer Hamburg gelehrt. Nach den amtlichen Berichten kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß die Elbe, die bei so niedrigem Wasserstande die ihr zugeführten Abfall- und Auswurfstoffe nicht fortzuschwemmen vermochte, der eigentliche Seuchenherd gewesen ist. Sie hat, wie Augen- und Nasenzeugen berichten, bis oberhalb der Schöpfstelle der Wasserwerke „geblüht“ und gestunken, und das Gift ist nicht allein durch die Luft, sondern auch durch das Trinkwasser verbreitet worden, selbstverständlich zunächst durch die zunächst gelegenen Stadtteile, und da das die ärmsten sind, wo die Wohnungen am ungesundensten sind und die Widerstandskraft der Bewohner gegen Ansteckung am schwächsten ist, so ergab sich das übrige von selbst. Der Bazillus und die deutsche Wissenschaft in Ehren — allein es trifft sich immer so, daß unter gesundheitswidrigen Verhältnissen Seuchen entstehen, auch wenn gar keine Bazilleneinfuhr nachgewiesen werden kann, daß dagegen solchen Menschen, die unter günstigen Verhältnissen leben, alle Bazillen Bengalens nichts anhaben können, mögen sie auch zu wissenschaftlichen Zwecken kübelweise eingeführt werden. Bedenkt man nun, daß es in allen mittelalterlichen Städten jahraus

^{*)} Drum ist es eine höchst bedenkliche Erscheinung, wenn man Mais und Lupinen als Volksnahrungsmittel empfiehlt, wenn die Pferdeschlächtereien zahlreich und sogar schon Hundeschlächtereien errichtet werden.

jahrein ungefähr so duftete wie in den Hamburger Proletariervierteln diesen Sommer, so wird man sich nicht wundern, zu vernehmen, daß in ihnen die Zahl der Sterbefälle regelmäßig größer war als die der Geburten, und daß sich ihre Bevölkerung nur durch steten Zufluß vom Lande erhalten und vermehren konnte. Auf dem Lande schadet die Unreinlichkeit weniger, weil die giftigen Stoffe mehr Platz haben, sich durch Ausbreitung zu verdünnen; ganz unschädlich ist sie natürlich auch dort nicht. Was endlich die Heilkunde anlangt, so war der mittelalterliche Arzt gewöhnlich ein Doktor Eisenbart, der die Leiden des Kranken zwar für den Augenblick vermehrte, sie aber dafür durch ein kräftiges Tränklein, einen forschen Schnitt oder einen reichlichen Aderlaß bedeutend abfürzte.

Mit der Verminderung der Sterblichkeit ging vom sechzehnten Jahrhundert ab, hie und da allerdings durch verheerende Kriege zeitweilig unterbrochen, die Vermehrung der Geburten Hand in Hand. Ihre planmäßige Förderung gehörte mit zu jenem System der innern Politik, das unter dem Namen Merkantilsystem bekannt ist. Nicht mehr in dem Sinne, wie die auf Ackerbau gegründete Feudalwirtschaft, sondern vorzugsweise zu dem Zweck, Geld in den Staatsschatz zu schaffen, wurde die „Population“ befördert. Wo, wie in Preußen, zugleich auch das Bedürfnis nach einem tüchtigen stehenden Heere bestand und die Industrie zu unentwickelt war, um viel Geld ins Land bringen zu können, traf diese Politik in ihrer wohlthätigen Wirkung auf den Bauernstand mit der alten Naturalwirtschaft zusammen. Man hieß alles willkommen, was Mensch war, mochte es im Inlande oder im Auslande, ehelich oder unehelich geboren sein. Am besten wird die Anschauung der damaligen Herrscher charakterisiert durch einen Ausspruch Friedrichs des Großen, den Ludwig Elster in seiner umfassenden Arbeit über das Bevölkerungswesen (Handbuch der Staatswissenschaften Band 2 S. 474) anführt. Im Jahre 1741 schrieb der König an Voltaire: *Je les (les hommes) regarde comme une horde de cerfs dans le parc d'un grand seigneur, et qui n'ont d'autre fonction que de peupler et remplir l'enclos.* Da sich in neuerer Zeit der Zweck der Volksvermehrung unter der anständigeren Fürsorge für die Volksfittlichkeit zu verbergen pflegt, so kann nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, die uneheliche Vermehrung begünstigt werden.

Gerade in dem mit der Industrie so innig verbundenen Pauperismus nun erwuchs jener Politik ein mächtiger Bundesgenosse. Bekanntlich pflegt die Kinderzahl der Familien im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Vermögen zu stehen. Die drei Hauptursachen dieser Erscheinung sind nicht schwer zu entdecken und längst und vielfach ausgesprochen worden. Erstens wird durch reichliche gute Kost und scharfe alkoholhaltige Getränke die Zeugungskraft geschwächt, die bekanntlich nicht ganz dasselbe ist wie die Fähigkeit zur Befriedigung des Geschlechtstriebes. Was die starken Getränke anlangt, so nehmen

viele reiche Leute, die durchaus nicht für unmäßig gelten, davon mehr zu sich als schnapstrinkende Proletarier. Ein Mensch, der nur eine Mehlsuppe im Magen hat, torkelt schon von einem Gläschen Brantwein; ein starker wohlgenährter Herr kann bei einem Diner bequem zwei Liter kräftigen Wein trinken, ohne etwas im Kopfe zu spüren. Auch anhaltende geistige Beschäftigung, also einseitige Entwicklung des Gehirns, ist der Entwicklung des Zeugungssystems meistens nicht günstig. Zweitens heiraten die Proletarier in der Zeit, wo der Zeugungstrieb am stärksten ist, zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Jahre, und zwar näher dem zwanzigsten als dem dreißigsten, die Männer der höhern Stände dagegen erst, wenn die von der Natur für diesen Zweck bestimmte Blütezeit vorüber ist, nach dem dreißigsten Jahre. Endlich sind die Proletarier im großen und ganzen noch nicht auf den Gedanken verfallen, die Kinderzahl absichtlich zu beschränken. Wie weit diese Absicht Mitursache der durchschnittlich geringern Kinderzahl der Besitzenden ist, läßt sich natürlich nicht ermitteln. Thatsache ist, daß sie auch außerhalb Frankreichs vorkommt, und daß sogar schon viele deutsche Bauern die schmutzigen Künste der Franzosen erlernt haben. Unter den Proletariern also, nur darauf kommt es uns hier an, herrscht das Gegenteil dieser „Vorsicht,“ daher bedeutet jede Vermehrung des Proletariats und die entsprechende Verminderung des Standes der Besitzenden zugleich eine Verstärkung der Tendenz zur Volksvermehrung. Zwar wird der proletarische Zuwachs durch die ungeheure Kindersterblichkeit der untern Klassen einigermaßen gehemmt, aber der Überschuß bleibt trotzdem bedeutend. Schon in diesem Sinne hat Engels Recht, wenn er meint, ohne die Maschinen, die ja die Entstehung oder wenigstens Vermehrung des englischen Proletariats so sehr begünstigt haben, würde dieses in so großen Massen gar nicht vorhanden sein. Dazu kommt dann noch, daß erst die heutige Verkehrstechnik die Ernährung ungeheuer zusammengeschaufter Menschenmassen möglich gemacht hat. Daraus, daß sie möglich ist, folgt natürlich nicht, daß sie auch gut sein müsse.

Unter Pauperismus soll hier nur die Erscheinung verstanden werden, daß eine unverhältnismäßig große Anzahl von Menschen von Almosen lebt. Wolf kann sich nun darauf berufen, daß in England und Wales die Zahl der Paupers, d. h. der Personen, deren Unterstützungsbedürfnis amtlich anerkannt ist, in den Jahren 1855 bis 1889 von 4,7 auf 2,8 Prozent der Bevölkerung zurückgegangen ist. Zum Teil mag diese Besserung auf Rechnung der bei andrer Gelegenheit beschriebnen Vermehrung des Volkswohlstandes in den fünfziger und sechziger Jahren kommen. Der Hauptgrund aber ist die barbarische und schimpfliche Behandlung der Unglücklichen in den Armenhäusern, in die sie gesperrt werden, und durch die sich die Obrigkeit ihre Aufgabe ungemein erleichtert. Wer noch einen Funken von Ehr- und Freiheitsgefühl im Leibe hat, der kommt lieber hilflos auf einem Rehrichthausen um

oder stürzt sich in die Themse, als daß er ins Armenhaus ginge. Im Arbeits-
 hause werden Mann und Weib, Eltern und Kinder von einander getrennt, die
 empörendsten Mißhandlungen sind an der Tagesordnung, und die „Arbeit“ an
 der Tretnmühle regt selbst in dem Stumpfsinnigsten noch einen Rest von Wider-
 stand auf, weil sie gar keine Arbeit ist, sondern nur eine Muskelaanstrengung
 zu dem einzigen Zweck, den Armen zu quälen. Wie raffiniert die dem Götzen
 Mammon dienende englische Obrigkeit den Unglücklichen das Leben zu einer
 Hölle zu machen, alles, was der Natur widerstrebt, auf sie zu häufen, alles,
 was sie begehrt, ihnen zu rauben versteht, mag man aus dem Umstande
 schließen, daß im Arbeitshause zu Herne, das in einer der schönsten Gegenden
 Kent's liegt, alle Fenster in den Hof gehen, sodaß keiner der Insassen von
 Gottes schöner Natur etwas zu sehen bekommt. Der Berichterstatter, der das,
 nach Engels, in einer illustrierten Zeitschrift erzählt, bemerkt dazu: „Wenn
 Gott den Menschen für Verbrechen so bestraft, wie der Mensch den Menschen
 für die Armut straft, dann wehe den Söhnen Adams!“ Döllinger handelt in
 dem von uns öfter erwähnten Buche auch von der englischen Armenpflege
 und sagt u. a.: „Hier wird mit einem Aufwande von sechs Millionen Pfund
 soviel erreicht, daß die Armen lieber in den härtesten Entbehrungen und im
 greulichsten Schmutze leben, als daß sie das Armenhaus aufsuchen.“ Wolf
 bringt, ohne die frühere Behandlung der Insassen der Armenhäuser zu schildern,
 einige Zeugnisse bei, nach denen sich die Behandlung in neuerer Zeit gebessert
 haben soll. Vielleicht sind die Behörden gegen die körperlichen Mißhandlungen
 eingeschritten, aber das Entehrende der Einrichtungen ist geblieben, wie man
 aus den Angaben eines Buches über die sozialen Zustände Londons ersieht,
 das ein Namensvetter des Generals der Heilsarmee voriges Jahr heraus-
 gegeben hat. Es ist nur natürlich, daß das Widerstreben gegen solche Be-
 handlung in dem Maße zunimmt, als die englische Arbeiterschaft durch Schul-
 bildung, Agitation, Organisation und Teilnahme am öffentlichen Leben das
 Bewußtsein ihrer Menschenwürde wiedergewinnt. Zudem haben die seit vierzig
 Jahren blühenden Gewerkvereine und Genossenschaften den organisierten Teil
 der Arbeiter der Gefahr überhoben, bei vorübergehender Arbeitslosigkeit oder
 dauernder Arbeitsunfähigkeit der Armenpflege zu verfallen.

Der „Reservearmee der Arbeitslosen,“ die in der Beweisführung wie in
 der Agitation der Sozialdemokraten eine so bedeutende Rolle spielt, bestreitet
 Wolf einfach das Dasein. Er sucht statistisch nachzuweisen, daß, was in einigen
 Berufszweigen an Arbeitsgelegenheit verloren geht, durch das Ausblühen neuer
 Berufszweige reichlich ersetzt werde; er weist auf die Bagabundenheere früherer
 Zeiten hin, mit denen verglichen die heutigen unbedeutend seien; er meint,
 solches Gefindel, wie es in den Großstädten zu allen Zeiten zusammen-
 ströme, spiele in der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage eines Volks keine
 Rolle, und er schreibt schließlich: „Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei

wiederholt, daß wir gegen die Thatsache des Pauperismus und zeitweiliger Arbeitslosigkeit vieler sowie dauernder Arbeitslosigkeit einer gewissen Zahl nichts weniger als blind sind. Was wir leugnen, nicht sehen können, ist bloß das, daß jene Gesellen, die arbeitsuchend von Herberge zu Herberge ziehen, diese »armen Reisenden,« die elementare Kraft bedeuten sollen, die über Sein oder Nichtsein, und zwar im Sinne dieses letztern, entscheidet, unsre Gesellschaft aus den Angeln hebt.“ Wenn Wolf deutsche Zeitungen liest, so wird er mittlerweile erfahren haben, daß außer jenen „armen Reisenden“ doch auch noch andre Leute in Betracht kommen. So z. B. die mehr als 3000 Kandidaten des höhern Lehramts und die 1827 Assessoren (nebst 2973 Referendaren), die in Preußen der Anstellung harren, die studirten Proletarier, die bereits auf Anstellung verzichtet haben und sich als Zeitungsreporter oder sonstwie durchzuschlagen suchen, die „jungen Gelehrten aus guter Familie,“ die sich „studienhalber“ in Berlin aufhalten und eine Hauslehrerstelle „gegen Mittag- und Abendessen“ suchen. Er wird außerdem von den Notstandsarbeiten gelesen haben, die manche Städte, wie Lübeck und Halle, unternehmen, nur um der drohenden Arbeitslosigkeit vorzubeugen. Daß es nicht bloß arbeitsscheues Gefindel ist, das von Herberge zu Herberge „walzt,“ kann er u. a. aus dem Bericht über den 21. Bundestag der deutschen Barbierinnungen ersehen, wo mitgeteilt wird, daß 5616 Barbiergehilfen keine Stelle erhalten können. Man denke sich die entsprechenden Zahlen in den übrigen Gewerben zusammengezählt!*) Er wird vielleicht den (auch in den Grenzboten schon erwähnten) Aufruf des Landesverbandes der sächsischen Naturalverpflegungsstationen gelesen haben, der zur Gründung weiterer solcher Stationen mahnt unter dem Hinweis darauf, daß „Nachrichten aus allen Theilen Deutschlands ein stetiges Anwachsen der Zahlen wandernder erwerbsloser Arbeiter melden.“ Selbstverständlich bezeugt dieser Aufruf wie alle solche Kundgebungen zwar inniges Mitleid mit dem unter der Vagabundenplage leidenden armen Publikum, aber nicht mit dem „Strolche.“ Daß diese Strolche Menschen sind, daß ihr Schicksal das schrecklichste ist, das man sich denken kann, daß also sie es vor allem sind, die Mitleid verdienen, daran denkt ja eine „gut bürgerliche Gesellschaft“ von heute nicht mehr. In Wirklichkeit giebt es in alten und mittlern Zeiten nichts, was sich dem Elend der heutigen „Strolche,“ die mindestens zur Hälfte im Anfang ihrer Wanderschaft ganz ehrliche arbeitsuchende Handwerksburschen gewesen sind, vergleichen ließe. Die beiden Übel, die zu allen Zeiten als die

*) Seitdem dies geschrieben ist, haben wir die holländischen Arbeiterunruhen, die Versammlungen der Arbeitslosen in England und Deutschland und die Notstandsdebatte im deutschen Reichstage erlebt. Nur eine Ziffer wollen wir anführen. Zu den wenigen Ortsobrigkeiten, die sich der Pflicht, für ihre Arbeitslosen zu sorgen, nicht entzogen haben, gehört die des Berliner Vororts Nixdorf. Der dortige Gemeindevorstand hat Umfrage gehalten und 2500 arbeitslose Ortseinwohner ermittelt.

Grenzboten I 1893

größten nach der Schuld gegolten haben: Hunger und Obdachlosigkeit, und die in frühern Zeiten den Betroffenen zu einem Gegenstande des Mitleids und der Ehrfurcht machten — dem Zeus gehörte im Altertum der mittellose Fremdling, und Christum sah das Mittelalter nach Matth. 25, 35 im Bettler —, diese beiden größten Übel zu Verbrechen zu stempeln, den ihnen Verfallenen als Auswurf der Menschheit, als Ungeziefer zu behandeln und ihn gleich einem wilden Tiere zu hegen, sodaß er hungrig, halb erfroren und mit wundgelaufenen Füßen auch noch das verkörperte böse Gewissen sein muß, das vor jedem Stück grünen, blauen und roten Tuches erschrickt und jedem gut gekleideten Menschen scheu aus dem Wege geht, dieser Kulturfortschritt ist unsrer humanen Zeit vorbehalten geblieben. Vor fünfzig Jahren war der „arme Reisende“ noch nicht zum Ungeziefer herabgewürdigt. Die vornehmen Leute hielten sich ihn wohl auch damals schon vom Leibe, aber der biedere Handwerker, der Kleinbürger hielt sein Näpfchen mit Pfennigen für ihn bereit, die Bauersfrau schnitt ihm einen Ranst Brot ab, und ein freundliches „Gsegns Gott“ und „Vergelts Gott“ begleitete Spendung und Annahme der Gabe.

Diesem schrecklichen Schicksal können sich nur solche Wanderburschen entziehen, die entschlossen mit der Gesellschaft, die sie verstoßen hat, brechen, ihr offen den Krieg erklären und in die Armee der großstädtischen Verbrecher einspringen. Hier können sie, wenn ihnen das Glück günstig ist, und wenn sie Frechheit mit Geschick verbinden, einige Jahre ein vom Bestienstandpunkte aus genußreiches Leben führen, und fallen sie schließlich der Obrigkeit in die Hände, so leben sie im Zuchthause immer noch angenehmer, als „auf der Walze,“ im Asyl, in der Arbeiterkolonie, im Korrektionshause. Indem die bürgerliche Gesellschaft das lustige Vagantenleben des Mittelalters, das in dem Räuberleben einiger südlichen Länder noch einige Spätlinge treibt, vollständig zerstörte und das Los des Beschäftigungslosen so schrecklich machte, hat sie es ja wirklich erreicht, daß mit verschwindenden Ausnahmen jeder Mittellose jede Arbeit, die er nur irgend zu leisten vermag, unter jeder Bedingung übernimmt, die man ihm stellt. Diesem Umstande allein verdanken alle jene Industrien ihr Dasein, die entweder nur durch überlange Arbeitszeiten bestehen können, oder die eine ganz außerordentlich widerwärtige Beschäftigung, zum Teil in unerträglicher Temperatur, erfordern, und von denen manche, wie die Fabrikation der Anilinfarben, den Arbeiter binnen wenigen Jahren so gründlich vergiften, daß er zeitlebens siech bleibt. Die Sache steht also derart, daß wir mindestens zehnmal so viel Arbeitslose in Deutschland haben würden, als wir haben, wenn im deutschen Volke der germanische Geist jener alten Römerbezwinger noch lebendig wäre, die sich eher an den Mauern eines Gefängnisses den Kopf eingerannt, als in ein solches Joch gefügt haben würden. Die Ziffern der sächsischen Statistik, mit denen Wolf zeigt, wie herrlich der Industriefortschritt für

das Unterkommen der steigenden Bevölkerung sorge, beweisen das aufs schönste. Die Zahl der in dem gesündesten aller Gewerbe, im landwirtschaftlichen, beschäftigten Personen nimmt ab, während die chemischen, die polygraphischen, die Papierindustrien und ähnliche immer größere Mengen von Arbeitern aufnehmen. Um den starken Zuwachs der Arbeiter „in künstlerischen Betrieben für gewerbliche Zwecke“ (von 1849 bis 1875 über 400 Prozent) erfreulich zu finden, müßte man erst genauer wissen, was alles unter dieser Bezeichnung zusammengefaßt wird. Erfreulich ist in dieser Zusammenstellung, die wir nicht vollständig mitteilen können, nur das Wachstum der Verkehrsgewerbe, der Metallverarbeitung und der Baugewerbe. Das starke Wachstum der Veranstaltungen „für Beherbergung und Erquickung“ erinnert uns daran, wie viel tausend Menschen, zum Teil starke gesunde Menschen, dem Schicksal, zu den Berufslosen gerechnet zu werden, dadurch entgehen, daß sie ein „Geschäft“ betreiben, das keine Arbeit ist: als überzählige Kneipwirte, als Krämer, Hausirer, Drehorgelspieler, Plakatausträger, Winkeladvokaten, Faktotums und sonstige Schmarozger. Was die Erfolge der sehr löblichen Vereine und Anstalten, die sich um den Arbeitsnachweis bemühen, unter Umständen wert sind, dafür hat der Berliner Zentralverein für Arbeitsnachweis in seiner Oktoberübersicht ein lehrreiches Beispiel gegeben. Er rühmt sich, in den ersten drei Vierteljahren des laufenden Geschäftsjahres ausgezeichnete Erfolge gehabt zu haben, was um so erfreulicher sei, als bekanntlich (dieses „bekanntlich“ mögen sich die Schönfärber zu Herzen nehmen) der Arbeitsmarkt sehr darniederliege. Das „sehr günstige“ Ergebnis besteht nun darin, daß von 9000 arbeitslosen Personen 6000 untergebracht wurden. Wo und wie? erfährt man aus dem Vorwärts, dessen Kritik unangefochten geblieben ist. So z. B. wurden einige hundert zu einem Bahnbau nach Mecklenburg geschickt. Davon befanden sich acht Tage später drei Viertel wieder auf der Fußwanderung nach Berlin, und die Mecklenburger spotteten oder räsonnirten darüber, daß man ihnen Goldarbeiter, Uhrmacher und Advokatenschreiber geschickt habe, die sich freilich nicht zum Erdenkarren eigneten. Daß es thatsächlich unmöglich ist, allen Arbeitsuchenden Arbeit zu verschaffen, beweisen die Arbeiterkolonien. Diese von den Behörden unterstützten und geförderten Anstalten verfügen natürlich über ganz andre Mittel, das Angebot der Nachfrage anzupassen, sich Aufträge zu verschaffen und ihre Erzeugnisse zu verwerten, als der einzelne arme Arbeiter. Wenn nun auch die Pfleglinge dieser Anstalten als heruntergekommene oder von Haus aus wenig taugliche Menschen nicht für voll genommen werden können, und man von ihnen nicht erwarten wird, daß sie genug verdienen werden, eine Familie zu ernähren, so sollte man doch meinen, sie müßten unter der eisernen Disziplin dieser Anstalten wenigstens ihren eignen Lebensunterhalt vollständig verdienen. Das ist aber nicht der Fall; diese Anstalten brauchen, so viel wir wissen, sämtlich Zuschüsse aus den Provinzialhilfskassen oder von Wohlthätern.

Es ist also wenig Bedarf für die Erzeugnisse dieser Anstalten, und die darin angelegte Arbeit ernährt den Arbeiter nicht. Man hebt den Sozialdemokraten gegenüber immer den sittlichen Wert der Arbeit hervor, wir selbst haben es wiederholt gethan, und niemand kann diesen Wert höher schätzen, als wir es thun. Allein mit dem wirtschaftlichen Werte der Arbeit schwindet auch ihr sittlicher Wert; wer etwas schlechtthin überflüssiges thut — und in die beiden Klassen des Überflüssigen und des Schädlichen gehören die Arbeiten vieler modernen Industrien, die Scheinbeschäftigungen der Schmarozer und solche sogenannte Notstandsarbeiten, die wirklich nur zu dem Zwecke ausgeführt werden, die Leute nicht unbeschäftigt zu lassen —, der hat nicht das Bewußtsein, eine sittliche Forderung zu erfüllen. Spielen ist noch sittlicher als solche „Arbeit“, weil es, mit Maß betrieben, dem vernünftigen Zwecke der Erholung dient. Der geniale Kunsthistoriker Ruskin, über dessen volkswirtschaftliche Ansichten Schulze-Gävernitz berichtet, sagt vollkommen richtig, die Güter hätten der Erhaltung des menschlichen Lebens nach seiner physischen, intellektuellen und ästhetischen Seite zu dienen, daher sei jede Hervorbringung unwirtschaftlich, die nicht das Leben nach einer dieser drei Seiten hin fördere. Die Hauptfrage sei daher nicht, wie viel Arbeit ein Volk leiste, sondern wie viel Leben es durch seine Arbeit möglich mache. Wenn aber Ruskin meint, wir Heutigen seien in der Wirtschaftlichkeit fortgeschritten, weil wir nicht mehr so viel Arbeit an Edelsteine und andern unnützen Schmuck verschwendeten wie unsere Vorfahren, dagegen weit mehr Arbeit auf die Beschaffung so notwendiger Dinge wie Luft, Licht und Reinlichkeit verwendeten, so hat er nur halb Recht. Wir verwenden, das ist wahr, weit mehr Arbeit auf Reinlichkeit, auch auf Luft und Licht — für die obere Klassen; ist doch, mit Hamerling zu reden, der Fortschritt in der Reinlichkeit der einzige unzweifelhaft wertvolle unter allen Kulturfortschritten. Aber wir haben auch vollauf genug Zeit und Arbeitskraft für diese Zwecke, und wir hätten Arbeitskraft genug, auch den Allerärmsten diese und andre wertvolle Güter zu spenden, wenn es nicht das Getriebe unserer heutigen Wirtschaft geradezu verböte und die Verschwendung ungeheurer Massen von Arbeitskraft an Überflüssiges erzwänge, zum Teil nur um den Schein zu erzeugen, als sei Arbeitsgelegenheit genug vorhanden. Von dieser Scheinarbeit haben wir nur noch einen Schritt zur Tretmühle des englischen Arbeitshauses, nach dem schon so mancher „konservative“ Strafrichter und Gefängnisinspektor hinüberschleift. Als ein Ereignis, das „allgemeine Heiterkeit“ erregt habe, wurde neulich in vielen Blättern erzählt, wie in Moabit eine Frauensperson, die wegen Obdachlosigkeit angeklagt worden war, ob ihrer Freisprechung in ein Sammergeschrei ausgebrochen sei und mit aller Gewalt ins Gefängnis zurückgewollt habe. Wie viele Obdachlose im Herbst „Strafthaten“ begehen — neuerdings sind Majestätsbeleidigungen beliebt —, nur um Unterkunft im Gefängnis zu bekommen, ist ja bekannt. Die berühmte „lex

Heinze" schlägt für diesen Fall körperliche Züchtigung vor, um den Leuten die Sehnsucht nach dem Gefängnisse zu vertreiben. So gelangen wir allmählich zu der englischen Praxis, jedem Armen, der nicht unter jeder ihm zugemuteten Bedingung arbeitet, oder der schlechterdings keine Arbeit bekommt, das Leben zur Hölle zu machen und dadurch den Schein zu erwecken, als sei er ein Verbrecher, der sehr wohl arbeiten könnte, aber nur nicht wolle.

Die statistischen Angaben, die zur Beleuchtung des Grades der Arbeitslosigkeit hie und da beigebracht werden, sind wertlos. Es giebt keine Statistik der Arbeitslosen, und obwohl man sich jetzt von verschiedenen Seiten um eine solche bemüht, werden wir doch noch lange vergebens darauf warten. Denn sobald einmal offenkundig geworden ist, daß — sagen wir eine Million — Einwohner des Staates keine Gelegenheit mehr haben, sich ihren Lebensunterhalt durch Arbeit zu verschaffen, erwächst daraus für den Staat die furchtbare Aufgabe, diese Schwierigkeit zu lösen. Davor fürchten sich aber alle Staatsmänner so sehr, daß sie den Thatfachen gegenüber Augen und Ohren verschließen und von einem statistischen Nachweise nichts wissen wollen. In England ist man in dieser Hinsicht nicht ganz so feig. Freilich drängen sich dort auch den Augen die Thatfachen mehr auf. An den Thoren der Docks sah es zur Zeit des großen Streiks noch genau so aus, wie es Engels vor fünfzig Jahren beschrieben hat: jeden Morgen harrten Tausende dort in banger Erwartung; beim Öffnen und schon vorher entwickelte sich der Kampf ums Dasein im buchstäblichen Sinne des Wortes und in seiner abschreckendsten Gestalt, jeder suchte sich nach vorn vorzudrängen; war die gerade erforderliche Menge abgezählt — natürlich waren nur die stärksten und rücksichtslosesten so glücklich, dranzukommen —, so hatten diese auf einige Stunden Arbeit und für diesen Tag Brot; die Thore aber wurden geschlossen, und die übrigen mußten traurig oder ingrimmig von dannen ziehn. Die erste Forderung der Dockarbeiter beim Streik war bekanntlich auf gleichmäßige Verteilung der Arbeit gerichtet. Aber da nun einmal das Angebot von Arbeit größer ist als die Nachfrage, so hat auch die Gewerkvereinsbildung die Schwierigkeit nicht zu lösen vermocht, und vor etwa anderthalb Jahren meinte daher die konservative Saturday Review, da es offenbar unmöglich sei, allen armen Bewohnern Londons Arbeit zu verschaffen, so solle man die Zahl der Arbeitslosen ermitteln und diesen Armengeld zahlen; das sei noch nicht so schlimm wie ewige Arbeiterunruhen.

Auch die Abnahme der Verbrechen endlich pflegen Optimisten als einen schlagenden Beweis für das Wachstum des Wohlstands in den untern Schichten anzuführen; in England und Wales kommen nach Wolf 1855 nicht weniger als 79 überführte Verbrechen, 1889 nur 37 auf je 100 000 Einwohner. Über diesen letzten Punkt können wir uns kurz fassen. Wie alle Welt weiß, hören die Konservativen nicht auf, über die zunehmende Kriminalität zu jammern,

und um dem Übel zu steuern, empfehlen sie die Wiedereinführung der Prügelstrafe und andre Strafverschärfungen. Mit diesen Herren mögen sich die Bewunderer der heutigen Gesellschaftsordnung auseinandersetzen, und wenn ihre Verhandlungen die Sache ins Reine gebracht haben werden, können wir dann den Faden weiterspinnen. Für heute nur die Bemerkung, daß es unter allen Arten von Verbrechen nur eine einzige giebt, die als zuverlässiger Maßstab für die ab- und zunehmende Noth der Armen verwendet werden kann: das sind die gewöhnlichen kleinen Diebstähle. Dieser Maßstab hat sich bis in die jüngste Zeit bewährt: wie in allen frühern Zeiten, so ist auch im Jahre 1891 die Zahl dieser Diebstähle mit den Kornpreisen gestiegen. Im allgemeinen ist die Kriminalstatistik zur Beurteilung des Volkswohlstandes wie der negativen Sittlichkeit schon deswegen unbrauchbar, weil die Zahl der Anklagen und Verurtheilungen weit mehr von der Zahl und dem Eifer der Polizisten, von den Gesetzen, ihrer Interpretation und ihrer Anwendung als von der Beschaffenheit und den Zuständen des Volkes abhängt. Wir haben vor dreißig und vierzig Jahren aus eigener Anschauung blühende Dörfer gekannt, in denen sehr vieles von dem unanstößiger Brauch war, was heute, in einzelnen großen Städten wenigstens, als Vergehen gegen das Eigenthum, als Sittlichkeitsvergehen, grober Unfug, Majestätsbeleidigung u. s. w. bestraft zu werden pflegt. Wären die Bauern jener Dörfer damals — wie es heute dort aussieht, wissen wir nicht — mit diesem strengen Maßstabe gemessen worden, so würden sie, anstatt dem Vaterlande Prachtweizen, Prachtkühe und Prachtjungen zu liefern und den Steuersäckel zu füllen, das ganze Jahr hinter Schloß und Riegel gefessen haben, und mit den ihnen unbekannten Schutzleuten würde auch noch der Widerstand gegen die Staatsgewalt bei ihnen eingezogen sein.

Was nun England anlangt, das Wolf zunächst im Auge hat, so ist dessen Statistik nicht zuverlässiger als die unsre, wie man z. B. aus den beinahe spaßhaften Schwankungen der Angaben über den Umfang der Trunksucht sehen kann. Vor etwa fünfzehn Jahren machte eine Statistik die Kunde um die Welt, nach der in England auf je eine Seele, die Weiber und Kinder eingegriffen, anderthalb Trunkenbolde kämen. Vor zwei Jahren wurde dann die Welt mit einer Statistik des Alkoholverbrauchs überrascht, aus der sie mit Staunen ersah, daß in keinem Lande der Welt eine so geringe Menge dieses Gifts auf den Schlund komme wie in England. Vorigen Sommer erfuhren wir dann wieder aus einer Artikelreihe des Daily Telegraph und aus einem Vortrage, den eine Michte Gladstones, Lady Cavendish, auf dem Kirchenkongreß zu Folkestone gehalten hat, daß das weibliche Geschlecht, auch das der höhern Stände, der Trunksucht in früher unerhörtem Maße fröhne. Worauf dann wieder verschiedene Zeitungen meinten, die Sache sei doch wohl nicht so arg, man sehe in London weit weniger Betrunkene im Gerinne liegen wie vor einigen Jahren, dank der strengern Bestrafung solches öffentlichen Argernisses,

aber eben diese größere Strenge habe eine größere Anzahl von Verurteilungen zur Folge, und diese erzeuge den Schein einer Zunahme der Trunksucht. Von der größern Strenge des Gesetzes werden doch wohl die Damen, die nach der Versicherung der Lady Cavendish nach der Mahlzeit mit den Herren im Rauchzimmer rauchen und kneipen, nicht betroffen.

Die Abnahme der Straffälle in England ist nun allerdings eine Tatsache. Wahrscheinlich gebührt das Hauptverdienst darum jener Verbesserung des Armenwesens und der Strafrechtspflege, deren einen Urheber, Warwick Lloyd Baker, uns Franz von Holzendorff in seinem reizenden Büchlein „Ein englischer Landsquire“ so lebendig vor Augen führt. Es könnte gerade in unsern Tagen nichts schaden, wenn denkende Männer von Einfluß dieses im Jahre 1877 erschienene winzig kleine aber gehaltvolle Buch, das die leider täglich mehr schwindende Lichtseite des englischen Lebens schildert, noch einmal durchläsen. Wir wollen hier nur zwei Anekdoten daraus mitteilen, die den Geist ahnen lassen, der jene Reform beseelt hat. Ein Lord S. wurde von Wilddieben überfallen. Nachdem er sich ihrer glücklich erwehrt hatte, traf er am Saume des Waldes einen Konstabler auf der Lauer, der höchst verdrießlich darüber war, daß die Kerls den Lord lebendig hatten entwischen lassen. Er habe um das Komplott gewußt, gestand er dem Lord ganz offen, sich aber weislich gehütet, ihn zu warnen. Denn wäre der Bedrohte tot geschlagen worden, so hätte er, der Konstabler, dann die Diebe festgenommen und wäre belohnt worden. Hätte er aber den Lord vor der Gefahr gewarnt, so würden seine Vorgesetzten darin keinen Beweis seines Diensteifers erkannt haben. „Der berufsmäßige Polizist, fügte Sir Baker dieser kleinen Erzählung bei, wird nicht bloß in Frankreich, sondern auch in England angeklagt, die armen Teufel aus dem Standpunkte des Sports zu betrachten. Wie es die Pflicht des Jagdhüters ist, seinem Grundherrn im Herbst so viel Hasen als möglich vorzustellen, damit diese geschossen werden können, so ist es die Pflicht eines regelmäßigen Berufspolizisten, seiner Würdigkeit, dem Richter, die möglichst große Anzahl von Angeklagten vorzuführen, damit diese verurteilt werden können.“ Ziehen wir daraus eine kleine Nuganwendung durch Verallgemeinerung und sagen wir: dem Polizisten, dem Ankläger und dem Strafrichter von Beruf liegt nichts an der Verminderung und Verhütung von Verbrechen, kann gar nichts daran liegen; ist doch deren Vermehrung für ihren Stand Lebensfrage. Bei einer andern Gelegenheit erzählt Baker eine Anekdote aus der Zeit der Hexenprozesse. Ein ausgezeichnete und verständiger Richter unter Jakob dem Zweiten, Sir John Powel, fragte ein armes altes Weiblein, das man der höllischen Kunst des Fliegens beschuldigte: Können Sie fliegen? Ja wohl, Mylord, antwortete die Angeklagte. Nun, dann fliegen Sie nur nach Hause; ich kenne kein Gesetz, das das Fliegen verböte. Holzendorff bemerkte dazu: „Wie viel Weisheit liegt in dieser kleinen Anekdote. Sie

ist wirklich wert, erhalten zu werden zum Nutzen mancher gelehrten Herren und manches Staatsgerichtshofes. Wenn z. B. bei uns ein Hochverratsprozeß spielt und der Angeklagte befragt wird: Sie wollen also den Staat über den Haufen rennen und Gebietsstücke gewaltsam losreißen? so könnte man einem Geständigen zuweilen auch wie der alte Powel sagen: Nun, stürzen Sie nur den Staat, und reißen Sie ein Stück ab. Vor der Hand gehen Sie nach Hause.“

Das Ergebnis unsrer Untersuchung ist: in der Frage der Arbeitslosigkeit haben die Sozialisten gegen die Lobredner der heutigen Gesellschaft Recht; was die andern drei Punkte anlangt, so mag immerhin die Sterblichkeit und die Zahl der aus öffentlichen Kassen unterstützten Armen, vielleicht auch die Zahl der Verbrechen stetig abnehmen, aber zu Gunsten des heute herrschenden Kapitalismus und Industrialismus läßt sich daraus nichts folgern.



Unsre Volksschulbildung



Allgemeine Volksaufklärung, geistige Befreiung der Massen, Beteiligung aller an den Errungenschaften des geistigen Fortschritts, Popularisierung der Wissenschaften, Hebung des Volksschulunterrichts — so lauten einige jener bestechenden Schlagwörter, mit denen sich die in unsern Tagen herrschenden sozialpolitischen Lehren und Gemeinwohlfaßtsbestrebungen einladend zu schmücken lieben. Man spricht sie mit der gläubigen Verehrung aus und nach, die einem unantastbaren Dogma gebührt. Wenn sich ein Andersdenkender dabei auf einem ipe-
tischen Wimperzucken betreffen ließe oder sich gar so weit vergäße, es als einen sozialpolitischen Mißgriff zu beklagen, die untern Volksklassen mit einem Maß von Wissen und Bildung auszustatten, das über die wirtschaftlichen und sozialen Lebensbedingungen dieser Klassen hinausgeht, so thäte er es auf die Gefahr hin, von der öffentlichen Meinung zum mindesten als wüster Reaktionär, wenn nicht gar als Volksfeind und Volksverräter gebrandmarkt zu werden. Daher hat es uns, deren Herz sich von derartigen keßerischen Regungen keineswegs frei weiß, mit aufrichtiger Genugthuung erfüllt, vor einiger Zeit ein hochangesehenes Organ der liberalen Presse, die Hamburger Nachrichten, einem allmächtigen Vorurteil Trotz bietend, für eine Vereinfachung des Volksschulunterrichts eintreten zu sehen, und zwar nicht etwa deshalb, weil ein auf eine zu hohe Stufe der Ausbildung abzielender Schulplan eine Vereitlung des darin vorgesehenen Unterrichtszwecks besorgen lasse, also nicht aus pädago-